

„Alles aus einer Hand“ - Alltag, Selbstverständnis, Chancen und Defizite des „kleinen Museums“

In ähnlicher Form als Vortrag gehalten auf der Jahrestagung des Deutschen Museumsbundes unter dem Tagungsmotto „Museum machen - Museumsmacher“ vom 4. bis 7. Mai 2014 in Mainz

Lädt der Deutsche Museumsbund zu seiner Jahrestagung, so treffen sich Vertreter der über 6000 deutschen Museen, häufig auch unter Teilnahme internationaler Gäste, um grundlegende Fragen der deutschen Museumslandschaft zu diskutieren. Auf der Tagung des Jahres 2014 in Mainz ging es in besonderer Weise um die Zukunft der Museen, nämlich um das Selbstverständnis derer, die diese Zukunft gestalten: „Museum machen - Museumsmacher“ war die Tagung überschrieben. Themen und Plenarvorträge wurden verständlicherweise und sicher zu recht von den großen Häusern dominiert. Da ging es um die fachliche und tarifliche Eingruppierung des Berufsstandes der Registrare, um die wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen Ausstellungskuratoren und Museumspädagogen oder um die Mitwirkung der Abteilungen für Öffentlichkeitsarbeit bei der Ausstellungsplanung. Es ging um die Zukunft der Institution Museum, die wesentlich von den „Museumsmachern“ bestimmt wird. Welche Rolle weisen sie ihren Häusern in einer zukünftigen modernen globalen Kulturlandschaft in einer sich rasant verändernden Gesellschaft zu?

Es war besonders der Vortrag des ehemaligen Präsidenten des Deutschen Museumsbundes und heutigen Direktors des Londoner Victoria and Albert Museums, Martin Roth, der am Beispiel seines Hauses den Platz des Museums als unverzichtbare kulturelle und intellektuelle Einrichtung in der Mitte der Gesellschaft demonstrierte. Dies jedoch trifft nicht nur auf die großen Häuser zu. Die Museumslandschaft, so wurde in vielen Vorträgen klar, wird wesentlich auch von sogenannten „Ge-

neralisten“ getragen, von den Häusern, in denen die Arbeit auf wenige Mitarbeiter verteilt, ohne weitgehende Differenzierung der Aufgabenbereiche, erfolgt. Müssen wir, Vertreter der kleinen, der Museen ohne Abteilungen und Fachbereiche, uns mit der Rolle andächtiger Zuhörer zufrieden geben? Welche Maßstäbe müssen und können wir, die Kleinen, an unsere Museumsarbeit stellen? Müssen wir uns bescheiden, unsere Ansprüche an Qualität, Wissenschaftlichkeit und Aufmerksamkeit der Größe unserer Häuser anpassen? Diese Frage stellt sich angesichts der Tatsache, dass die „kleinen Häuser“ in unserem großen, durch Kleinstädte geprägten Bundesland den überwiegenden Anteil der Museumslandschaft bilden, natürlich besonders. Können und sollen wir uns überregionale Kontakte, wissenschaftlichen Austausch und Weiterbildung leisten?

Zur Mainzer Tagung hatten sich nur ganze fünf Vertreter unseres Bundeslandes eingefunden. Mecklenburg-Vorpommern war damit das mit Abstand am schwächsten repräsentierte Bundesland der Tagung, die sich in besonderer Weise mit der aktiven Gestaltung der Zukunft der Institution Museum befasste. Auch diese Zahl kann durchaus als Symptom für die Situation der „Museumsmacher“ des Landes gelten.

Der Tagungstitel „Museum machen - Museumsmacher“ lud geradezu dazu ein, Selbstverständnis, Anspruch und Positionierung der kleinen Häuser zu thematisieren. Die Aufforderung, dies zu tun, kam von Andre Quade, dem stellvertretenden Leiter der Arbeitsgruppe Technikmuseen im Deutschen Museumsbund und Leiter des Technischen Landesmuseums in Wismar.

„Kleines Haus - Fluch oder Segen?“, hieß die Frage, die ich mir anlässlich der Vortragseinladung tatsächlich erstmals in dieser Form gestellt hatte.

„Aus einer Hand“ kommen Kataloge, Ausstellungen und Publikationen natürlich auch im Otto-Lilienthal-Museum nicht. Fünf fest angestellten Mitarbeitern auf dreieinhalb Vollzeitplanstellen steht die etwa fünffache Anzahl an fest eingebundenen Mitarbeitern gegenüber: geringfügig Beschäftigte, Ehrenamtler, Bürgerarbeiter, Bundesfreiwillige, Praktikanten oder was immer sich an Möglichkeiten durch teilweise geförderte Beschäftigungsverhältnisse auftut.

Trotzdem unterscheidet sich die Arbeit im Otto-Lilienthal-Museum natürlich grundsätzlich vom Arbeitsalltag in einem großen Haus mit seinen fest umrissenen museumsfachlichen Abteilungen und Aufgabenverteilungen. 18 Berufsbilder nennt der Leitfaden des Deutschen Museumsbundes „Museumsberufe – eine europäische Empfehlung“. Nimmt man für das vorliegende Beispiel die Aufsicht und den Historiker als Zeitgeschichtler hinzu, entsteht tatsächlich eine Palette erforderlicher Berufe und Qualifikationen von A bis Z, wie sie in Abbildung 1 dargestellt ist. Auch für ein kleines Haus ist keiner der genannten Arbeitsbereiche verzichtbar. Die sich ergebende Frage lautet also: Ist das kleine Museum mit wissenschaftlichem Anspruch denkbar und hat es eine Zukunft? Tatsächlich ist das Otto-Lilienthal-Museum ein gutes Beispiel zur Erörterung dieser Frage. Das im Auftrag der Bundesregierung entwickelte sogenannte „Blaubuch“ hat für 20 ähnliche Einrichtungen den wohl treffenden Begriff des „Kulturellen Gedächtnisorts nationaler Bedeutung“ geprägt: Museen jenseits der großen Leuchttürme und doch mit einem national relevanten Thema befasst, inklusive des entsprechenden Anspruchs an die Qualität und Wissenschaftlichkeit ihrer Arbeit.

Ist das für ein kleines Haus realistisch? Betrachtet man die museumspolitische Entwicklung der letzten Zeit, so scheint die Alternative tatsächlich zu lauten: „wachsen oder sich bescheiden“. Auch in der Museumslandschaft findet, wie in vielen Bereichen, eine Konzentration der Aufmerksamkeit (und der Mittel) auf die „Leuchttürme“ statt,



mit Millioneninvestitionen und der verbundenen Erwartung von sechs- und siebenstelligen Besucherzahlen. Unter dieser kritischen Schwelle bleibt die Institution Museum gegenwärtig zunehmend lokale Initiative zur Heimatpflege oder Touristenaanimation. Ich halte das für eine politische Fehlentwicklung. Die Gründe dafür hat unser Verband mit der Beschreibung der Museen als Bildungsnetzwerk und als öffentlichem Ort der Vermittlung und Bewahrung gesellschaftlicher Werte verschiedentlich herausgestellt.

Aber hat, um beim Beispiel zu bleiben, ein Personalmuseum für eine Persönlichkeit von Weltgeltung am Ort seines Wirkens oder seiner Herkunft nicht als wissenschaftliche Einrichtung seine Berechtigung, ohne sechsstelligen Besucherzahlen anzustreben? Sind wenige Mitarbeiter in der Lage, eine fachmännische und professionelle Museumsarbeit zu leisten? Das Gegenteil des Fachmannes ist der Dilettant, das Gegenteil des Profis der Amateur und sicher möchte kein Museum seine Arbeit im Fachjournal, im Internet oder im Gästebuch als amateurhaft und dilettantisch beschrieben wissen. Ist eine, nationalen Maßstäben genügende Qualität unterhalb einer kritischen Größe denkbar und möglich?

Die Aufstellung erforderlicher Qualifikationen ist als „Wissens-T“ dargestellt. Einige Disziplinen lassen sich durch Museumsfremde, durch



Dienstleister abdecken. So ist der Restaurator, der Ausstellungs- oder Webdesigner häufig ein durch Werkvertrag verpflichteter museumsfremder Mitarbeiter. Kaum auszulagern sind die Funktionen entlang des „T-s“. Die häufig praktizierte Ausgliederung der Funktion Aufsicht ist nach meiner Meinung im kleinen Haus keine Alternative, da ihre wünschenswerte Funktion als inhaltlicher Ansprechpartner, als Mittler und Rezeptionist durch einen Fremdanbieter kaum leistbar ist.

Das für das Museum erforderliche T-Wissen besteht aus einer schmalen, in die Tiefe gehenden, Basis, auf der ein breiteres Dach ruht: Wissensbereiche, die das Museum als inhaltlich tätige Einrichtung vorhalten muss, die nicht fremdvergebbar sind. Für das Lilienthal-Museum ist diese Basis das Wissen um die Person, die biographische Kompetenz. Auf diesem Gebiet möchte das Museum unangreifbar, konkurrenzlos sein, hier definiert sich sein museales Alleinstellungsmerkmal, so wie es für ein anderes Haus die Stadt- oder Firmengeschichte wäre.

Auf dieser biographischen Kompetenz ruht die erforderliche Einordnung der Person in die Zeitgeschichte, in die Technikgeschichte, die Wissenschaftsgeschichte der Aerodynamik, die Geschichte der Luftfahrt. Nicht denkbar ist die Arbeit des Museums ohne kompetente Behandlung dieser Themen, ohne dass das Museum den Anspruch haben muss oder könnte, in der Behandlung dieser Themen von konkurrenzloser Kompetenz zu sein. T-Wissen beschreibt das Zusammenspiel dieser Komponenten aus Spitzenwissen in schmalen

Spezialisierung, auf der ein nutzbares Breitenwissen ohne Exklusivitätsanspruch ruht. Die richtige Justierung des Wissens-Ts und seine Ausgestaltung durch das Museumspersonal bestimmen den musealen Anspruch und dessen Erfüllung.

Das große Haus wird versuchen, das Wissens-T über seine Struktur, in seinem Organigramm abzubilden. Die Generalisten dagegen werden bemüht sein, das T im Rahmen ihres involvierten Personenkreises abzudecken. Sie werden sich weiterbilden, werden Partner suchen und fremde Kompetenzen rekrutieren, um dem relevanten Wissensanspruch zu genügen. Einen prinzipiellen oder qualitativen Unterschied zum großen Haus bedingt das nicht. Es ist ein Spezifikum unserer Wissens- und Informationsgesellschaft, das keineswegs auf den Museumsberuf beschränkt ist: Tagtäglich sind wir gehalten uns zu äußern, zu publizieren und zu entscheiden auf Gebieten, auf denen wir keineswegs die endgültige Kompetenz besitzen, die allenfalls unserem breiten Balken des Wissens-Ts angehören, auf Gebieten also, auf denen wir weder allein noch unanfechtbar sind. Dies ist keine Spezifik des kleinen Museums, sondern, wie bereits erwähnt, eine der Wissensgesellschaft unserer Zeit.

Das durch das Museum abzubildende Fachwissen verändert und entwickelt sich natürlich genau wie das Museum selbst. Die digitalen Ausstellungs-, Verwaltungs- und Publikationsmöglichkeiten der letzten Jahre sind ein augenfälliges Beispiel. Diese neue Qualifikation war in keinem 20 Jahre alten Organigramm berücksichtigt.

Ein Beispiel aus dem Otto-Lilienthal-Museum soll den erwähnten Gegensatz von Amateuren, Dilettanten und professionellen Fachleuten deutlich relativieren:

Der Museums-Modellbau war ein Bereich, der seit Gründung des Museums als Auftrag an externe Fachleute ging. In einem Einstellungsgespräch mit einem heute „Bundesfreiwilligen“ im Museum wurde routinemäßig auch die Frage nach dessen Hobbys oder besonderen Interessen gestellt. „Schiffsmodelle baue ich, schon von klein auf. Ich

hab ein paar Bilder dabei.“; bekam ich zur Antwort. Über mehrere Jahre ist aus diesem Hobby eine inzwischen fast kontinuierlich arbeitende Modellbauwerkstatt im Museum entstanden.



Original oder Modell? Luftschiff (Parseval-Naatz), gebaut in Seddin (Pommern, heute Jezierzycze-Osiedle) 1929, Modell 1:50, Christian Gehrke, Otto-Lilienthal-Museum, für eine Sonderausstellung in Stettin.

Aber auch die Anfertigung der großen, der 1:1-Nachbauten Lilienthalscher Fluggeräte ist in die Hände des Museums übergegangen. Ohne jede Vorbildung hat sich ein über eine Arbeitsamt-Maßnahme ins Museum gekommener Kollege der im Museum gut dokumentierten Technologie angenommen und kann inzwischen vermutlich als konkurrenzloser Fachmann für Lilienthalsche Flugzeugbau-Technik gelten. Mit Hilfe des Anklamer Lilienthal-Gymnasiums entstand eine gut ausgestattete Werkstatt und über die Jahre eine bemerkenswerte Anzahl von Nachbauten, die vom Museum auch anderen Museen und Ausstellungen zum Kauf angeboten werden. Anklamer Lilienthal-Flugzeuge hängen heute u. a. in Kanada, Abu Dhabi und Österreich.

Beide Kollegen sind nach obiger Beschreibung Amateure und Dilettanten, Kollegen also, bei denen nicht die Berufsausbildung vor ihrer Tätigkeit stand. Von dem deutschen Philosophen Arthur

Schopenhauer stammt der schöne Satz: „Man sieht mit Geringschätzung auf Dilettanten herab, welche die Kunst aus Liebe und Freude an ihr betreiben; dagegen ehrt man die Fachleute, die sich des Verdienens wegen damit befassen.“ Ähnlich verhält es sich mit dem Amateur, der sich, getrieben durch seine Liebhaberei, akribisch weiterbildet; im Gegensatz zum Profi, dessen Ausbildung dem Beruf voranging. Und jedes Museum kennt sie natürlich in seinem Förder- oder Freundeskreis, die privaten Forscher und Sammler, ihre Schätze und ihr unerschöpfliches Wissen, welches im günstigen Fall auch dem Museum zur Verfügung steht. Es ist die große Chance – gerade des kleinen Hauses –, diese einzubinden und das Wissen und Können der sogenannten Amateure und Dilettanten zum Potenzial des Museums zu machen.

Neben dem Respekt und der Ehrfurcht vor „den Großen“ bietet gerade das kleine Museum seinen Museumsmachern große Chancen. Das Spannende und das Besondere der Institution Museum ist die ihm eigene Mischung aus wissenschaftlicher Arbeit, künstlerischer Tätigkeit mit Drehbuch und Design zur Präsentation ihrer Objekte, verbunden mit dem politischen Anspruch, unter dem dies geschieht. Die Chance, dies mit einer individuellen Note auszustatten, den Anspruch zu haben, „tote“ Objekte mit einer lebendigen Botschaft zu verbinden, ist in einem kleinen, flexiblen, schnellen, von wenigen Köpfen inspirierten Museum vielleicht sogar höher als in fest strukturierten großen Häusern und deshalb Chance und Genugtuung für dessen Museumsmacher: das kleine Privileg der Generalisten im Wettstreit mit den Großen.

Literatur

Deutscher Museumsbund: „Museumsberufe - Eine europäische Empfehlung“, 2008, http://www.museumsbund.de/fileadmin/geschaefts/dokumente/Leitfaeden_und_anderes/Europaeische_Museumsberufe_2008.pdf
Kulturelle Gedächtnisorte: <http://www.kulturelle-gedaechtnisorte.de/de/kgo/blaubuch.html>